Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 32

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Seite der Frau

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt

Als ich, nach des Tages Müh' und Plage, den gelben PTT-Zettel ans Abendlicht beförderte, sah ich rot: auf dem Abholzettel stand tintenblau der Buchstabe «R». «Eingeschrieben!» knurrte ich, «eingeschrieben! – Das kann nur Unheil bedeuten!»

Es waren Worte einer Leidgeprüften, die da über meine Lippen in den hallenden Korridor fielen – in die Eingangskubikmeter des Blocks, dessen Bewohner zu sein mir allmählich Luxus schien. Sicher begehrte der Herr des Hauses wieder mehr schnöden Mammon für das Verweilen im bescheidenen Heim.

Ha! Er hatte die Rechnung ohne den Volkswirtschaftler gemacht; denn die Hypothekarzinserhöhung war verschoben worden – und welchen Grund zur monetären Klage hätte der Geldvogt sonst anführen können?

Meine ziffernbezogene Naivität kennt keine Grenzen. Doch das Leben beglückt mich stets mit Tatsachen, sobald die Phantasie streikt.

So war es auch diesmal. Als ich, samstagseifrig, noch in den Mauern unserer ehrwürdigen Post, den Verwaltungswisch zu lesen begann, streiften Schauer meine Seele. Verwirrte Blicke rapportierten:

«Durch die Massenmedien werden Sie erfahren haben, dass die meisten schweizerischen Banken per 1. April 1980 eine Erhöhung des Hypothekarzinsfusses um ½ % (Prozent) vorgenommen haben. Allein schon als Folge dieser Massnahme wäre grundsätzlich nach Mietergesetzgebung bereits auf das genannte Datum hin eine Mietzinserhöhung gerechtfertigt gewesen. Zudem sind seit der letzten Mietzinsanpassung die Betriebs-, Unterhalts- und Reparaturkosten beträchtlich gestiegen.»

Ich verstand die ökonomische Welt endgültig nicht mehr: Auf 1. Mai hatte unser Gebieter einen höheren Tribut gefordert. – Und seither, in knapp einem Monat, sollte das Leben bedeutend teurer geworden sein? Wo blieb da, schüchtern gefragt, die Lohnanpassung?

Ich beschloss, nicht länger nach unergründlichen Dingen zu forschen, sondern mich mit den konkreten Wünschen des Profiteurs zu befassen.

Während der weiteren Lektüre fuhren draussen Blitze nieder – drinnen stand ich wie vom Donner gerührt:

«Diese Kostensteigerungen veranlassten den Hauseigentümer, die Auswirkungen auf die Ertragsrechnung Ihres Mietobjektes zu überprüfen. Dabei gilt es, zusätzlich zu berücksichtigen, dass schon das bisherige rezessionsbedingte Mietzinsniveau in den während der Hochkonjunktur zu hohen Baukosten erstellten Liegenschaften keinen angemessenen Ertrag erlaubte. Vielmehr konnten die Liegenschaften nur unter Inkaufnahme einer effektiven wirtschaftlichen Einbusse vermietet werden. Dieser Zustand stellt auf längere Sicht eine unerträgliche Belastung dar und ist in Zeiten allgemeiner wirtschaftlicher Erholung einem Eigentümer nicht zumutbar.»

Ich war geschlagen. Matt vor Trauer schlich ich meinem Logis entgegen, das mir der Menschenfreund zehn Jahre lang unter dem angemessenen Preis überlassen hatte; anstatt eines horrenden durfte ich stets einen hohen Zins dafür entrichten.

Anscheinend war der sonst weitsichtige Geschäftsmann erst kürzlich auf die Glanzidee gekommen, seine Finanzlage zu prüfen, und hatte dabei festgestellt, dass der Hungertod hinter der südwestlichen Liegenschaftsecke lauerte.

Mein Schuldgefühl wuchs proportional zur Zinssteigerung, die mir zeigte, wie schwer sich unser aller Gönner bisher um der Minderbemittelten willen geschadet hatte.

In schlaflosen Nächten rang ich mich zum Vorsatz durch, mein Sparhuhn notzuschlachten und dem armen Reichen die Innereien, eine bescheidene Halbfrankensammlung, zur gelegentlichen Verfügung zu stellen. Vielleicht ergab das Sümmchen gar den Gegenwert der Sondermarken für weitere direktoriale Bettelbriefe. *Ilse*

«Glace als Dessert ist möglich, aber Vanille-Suppe und Schnitzel mit Schokoladecrème führen wir nicht!»

Behindert

Er weiss nur zu gut, was das bedeutet – und was ihm bevorsteht. Da kann ihm der Arzt noch so zureden! Ein halbes Jahr Klinik, immer im Bett, und vorher eine schwere Operation. Kein Wunder, dass er herumläuft wie ein Tiger im Käfig, sich plötzlich duckt und kläglich zu wimmern beginnt. Ein Häuflein Elend, ein siebenjähriger Bub. Das freundliche Bemühen der Schwestern nützt nicht viel. Dass er mit dem Chefarzt zu Mittag essen darf, ist zwar ein Trost, aber ein kleiner.

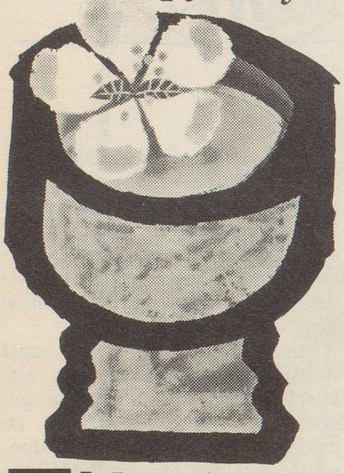
Die neu eingetretenen Kinder beobachten die Szene. Sie müssen sich stark machen, um nicht in Tränen auszubrechen. Die eigene Operation schreckt sie zwar auch, doch die vier oder sechs Wochen Spitalaufenthalt schrumpfen, verglichen mit dem halben Jahr des Buben. An die Zeit des mühseligen Krücken-Gehens zu Hause denken sie gar nicht mehr!

Ein Spitalbett wird vorübergeschoben. Ein Negerknabe liegt darauf. Er ist vergnügt, spricht recht gut Schweizerdeutsch. Er hat dünne, lange Beine. Vielleicht sieht er nur klein aus, weil er so mager ist. Ob ihn diese Beine je getragen haben, ob sie ihn je tragen werden?

Da ist auch ein Knabe, dem man nach einem Autounfall ein Bein amputieren musste. Nun wird ihm eine Prothese angepasst. Er freut sich, weil er bald nach Hause zurückkehren darf. – Wie wird er mit seinem Schicksal fertig werden? Jedenfalls will er Ski fahren.

Wie viele Unfallopfer verschwinden still und unauffällig aus dem Alltagsbild unserer Leistungsgesellschaft? Wie viele Invalide verbringen ihr Leben in

Fabelhaft ist Apfelsaft



ovo Urtrüeb

bsunders guet

Kliniken, Heimen oder zu Hause, von der Umwelt abgeschnitten?

Manchem zielstrebigen Bürger, manchem wehleidigen Menschen täte ein Blick hinter die Spitalmauern gut. Doch ein Blick genügte nicht: ein Aufenthalt brächte ihnen zum Bewusstsein, wie lächerlich ihre Alltagssorgen sind. Sie könnten lernen, die Invaliden zu bewundern, anstatt sie zu bemitleiden, denn die Behinderten sind meistens mutig und haben eine unglaubliche Ausdauer. Die Gesunden könnten auch lernen, sich den Invaliden gegenüber natürlich und ungezwungen zu verhalten – etwas, das heute nicht mehr selbstverständlich ist. *Dina*

Es war einmal ...

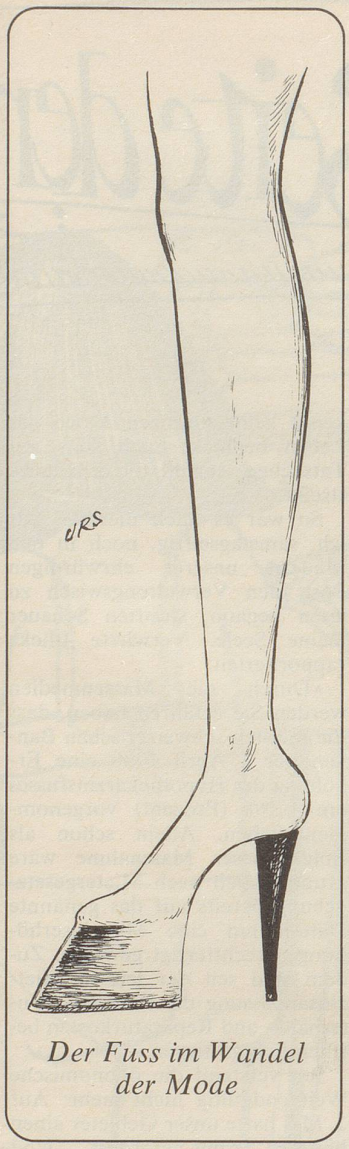
Im Jahre 1929 weilten mein Mann und ich in meinem Heimatdorf bei der Mutter in den Ferien. Das Gedicht Gottfried Kellers «Es wallt das Korn weit in die Runde» fiel mir ein, als alle Hände zur Ernte gebraucht wurden. Das Wort «Ferien» war für unseren Aufenthalt nicht der richtige Begriff. Die Julibirnen waren reif, an einigen Bäumen hingen späte Kirschen, die Eierpflaumen glänzten golden am Baum, und die Himbeeren hingen prall an den Stauden. Die ersten wurmstichigen Astrachanäpfel lagen im Gras hinter den Schweineställen. Die Salatköpfe wuchsen beinahe schon in die Höhe. Ausmachererbsli und zarte Rüebli verlockten zum Verzehr.

An einem Montag verkündete die Mutter: «Es wird heute heiss. Am Dienstagmorgen fahren Hedy und Rosel mit der ‹Ella› und dem mittleren Wagen nach Zürich auf den Markt.» So vergab unsere tüchtige Mutter die Arbeit an gross und klein. Hedy und ich gingen zum Kartoffelacker, wo ein Knecht die neue Sorte «Weltwunder» ausgrub und einige Säcke damit füllte. Am Nachmittag mussten wir die Erbsen und Rüebli in Körben einsammeln. Später wurden Julibirnen und Eierpflaumen gepflückt. Die Mutter trug die schönsten Salatköpfe herbei. Mit unserem ältesten Bruder ging sie nachts daran, den Marktwagen zu beladen.

Um drei Uhr früh «blies» die Mutter Tagwacht. Mein Mann erhob sich mühsam; denn er war es nicht gewohnt, mit den Hühnern aufzustehen. Als wir die Treppe hinunterkamen, war der Kaffee bereit, und alle sassen am Tisch. Das Pferd «Ella» war schon eingespannt.

Als wir bereits auf dem Bock thronten, übergab uns Mutter einen «Schnaphans». (Ein kleines, schmales Gewehr.) Mutter sagte: «Es ist nicht geladen. Wenn ihr über den Schwenkelberg fahrt, hältst du, ‹Erdbeeri› (Kosename meiner Schwester), den ‹Schnaphans› vor dich hin und zeigst ihn einem allfälligen Angreifer. Und du, Rosel, hältst die Zügel fest!» Der Schwenkelberg ist ein bewaldeter Hügel zwischen Dielsdorf und Adlikon und nicht weit von Regensdorf entfernt. Bereits damals gab es entlaufene Häftlinge, die sich im Walde versteckten. Es war aber schon taghell, als wir durch diese Gegend fuhren, und um sechs Uhr waren wir auf dem Markt.

Eine «Händlerader» musste man in seinem Körper fühlen, wollte man sich hinter die Körbe und Säcke stellen. Meine Schwester und ich waren «neumodisch» gekleidet, trugen aber eine leinene Trachtenschürze. Ein Gastwirt fragte uns: «Wo kommen denn die schönen Landjunkerinnen her?» Als wir ihm Auskunft erteilt hatten, kaufte er uns zwei Säcke Kartoffeln ab, die wir ihm später vor die Wirtschaft führen mussten. (Damals war es nicht so schwierig wie heute, mit Pferd und Wagen durch Zürich zu kutschieren, nur auf die Tramschienen musste man aufpassen.) Bald kamen Stadtfrauen in Begleitung ihrer Köchinnen auf den Markt, um ihre Einkäufe zu tätigen. Wir verkauften ihnen Salatköpfe für fünf Rappen das Stück.



Der Fuss im Wandel der Mode

Um ein Uhr nachmittags waren wir mit dem Fuhrwerk wieder zu Hause. Das Pferd war nass vor Schweiss, und wir mussten es tüchtig abreiben. Unterwegs konnte es an Brunnentrögen Wasser trinken. Auch wir stillten unseren Durst mit Brunnenwasser. Die Mutter war mit unseren Markteinnahmen zufrieden und schenkte mir 30 Franken, damit ich mir etwas für den Haushalt kaufen könne.

Mein Mann hatte den ganzen Morgen lang Kirschen gepflückt, die er fachgerecht, wie ein Chemiker arbeitet, in der Küche sterilisierte. Nur zu rasch ging unsere Bauernhofzeit vorüber, denn damals gab es nur vierzehn Tage Ferien. Wehmütig gestand mir mein Mann auf der Heimfahrt: «Jetzt muss ich das Paradies verlassen!»

Später berichtete ich der Mutter, ich hätte von ihrem Geld keinen Gegenstand für den Haushalt gekauft, sondern einen «Bubikopf» mit Dauerwellen machen lassen. Einer meiner Brüder schrieb mir einen gepfefferten Brief, ich dürfe erst wieder nach Hause kommen, wenn meine schönen Zöpfe nachgewachsen seien. Der «Bubikopf» sei eine Schande für die ganze Familie, und die Leute im Dorf redeten. Zu Hause wussten sie nicht, dass mein Mann zwei Tage nicht mehr mit mir gesprochen hatte. Er bemerkte sogar, er hätte mich nur wegen der schönen Zöpfe geheiratet! Ich buk gelassen Apfelchüechli – und wir feierten den ersten Frieden. *Rosel Luginbühl*

statt Autorost ...

BEROPUR

bei Ihrem Fachmann

Soll und Haben

Diesmal bin ich mit Bundesrat Ritschard einig: Am Radio konnte man hören, in den Tageszeitungen lesen, dass er mit markigen Worten gegen die Defizitwirtschaft des Bundes wetterte. Wie recht hat er doch, wenn er von einem Teufelskreis redet! Die jährlichen Defizite summieren sich nämlich und müssen verzinst werden. Dieser «Zinsendienst» allein verschlingt eine runde Milliarde der jährlichen Steuereinnahmen. Für die eigentlichen Bundesaufgaben, für gesetzlich festgelegte Verpflichtungen reichen die Finanzen dann wieder nicht. Eine Bundesanleihe zu $4^3/_4$ % ist die Rettung in der Not. Scheinbar. Denn auch sie muss wieder aus unserem guten Steuergeld verzinst und zurückbezahlt werden.

Ganz Weise (meistens von rechts aussen) wollen uns klarmachen, dass Staatsschulden eigentlich kein Unglück seien. Denn: des einen Schuld sei des andern Guthaben. Diese Rechnung gleiche sich aus, aufs Ganze gesehen. Die kalkulierende Hausfrau in mir sträubt sich dagegen, das zu glauben. Der Ausgleich findet eben nicht statt. Die Reichen, die in grossem Stil Bundesanleihen oder andere Obligationen zeichnen können, profitieren jahrelang von regelmässigen Zinseinnahmen. Wir Normalbürger zahlen und zahlen.

Zur gleichen Zeit, da die Bundesschulden wachsen, lesen wir Berichte über Gemeinden, die den Steuerfuss senken wollen. Es mag sein, dass sich dies im Einzelfall rechtfertigen lässt. Aber ich bin misstrauisch. Gerade hier, in überblickbaren Verhältnissen, können wir sehen, dass man erst die Einnahmen sicherstellen sollte, bevor neue Ausgaben beschlossen werden (müs-

sen). Schuldenmachen ist kein Weg, weder im kleinen noch im grossen. Es kommt uns gewöhnliche Bürger zu teuer zu stehen. Und die nachträglichen Sparappelle sind unglaubwürdig.

Anna Ida

Begegnung

Der Himmel ist regenschwer. Es hat seit Tagen geregnet, und es wird gleich wieder damit anfangen. Ich nehme meinen Schirm aus dem Ständer und seufze. Meine Besorgungen muss ich trotz des schlechten Wetters machen.

Als ich die Tramhaltestelle erreiche, beginnt es wirklich zu schütten. Auf der Insel steht ein junger Mann. Klein, dunkler Typ – Südländer. Ich spanne im Näherkommen meinen Schirm auf und denke: Geh doch unter ein Dach, dummer Kerl! Er geht nicht. Er bleibt stehen, zieht nur die Achseln ein bisschen hoch, hilflos, trostlos anzusehen.

Da gebe ich meinem verkrampften Schweizerherzen einen Schubs. Ich gehe auf den Mann zu, biete ihm Schutz an unter meinem Regendach. Er strahlt. Nimmt dankend an. So einfach. – Da stehen wir nun im strömenden Regen und versuchen, ein paar Worte zu wechseln. Ich probiere es auf italienisch. Er ist Portugiese, hat aber von seinen Arbeitskollegen in der Schweiz etwas Italienisch gelernt. Wir beherrschen die Sprache ungefähr gleich gut. Wir sprechen im Tram weiter und verstehen uns. Er ist seit drei Jahren in der Schweiz. Seine Brüder auch. – Es regnet jetzt auch in Portugal ...

Als wir aussteigen, klingt mir sein fröhliches «Tschau!» noch lange in den Ohren. Mir ist's, als hätte ich an diesem grauen Tag einen südlichen Sonnenstrahl eingefangen.

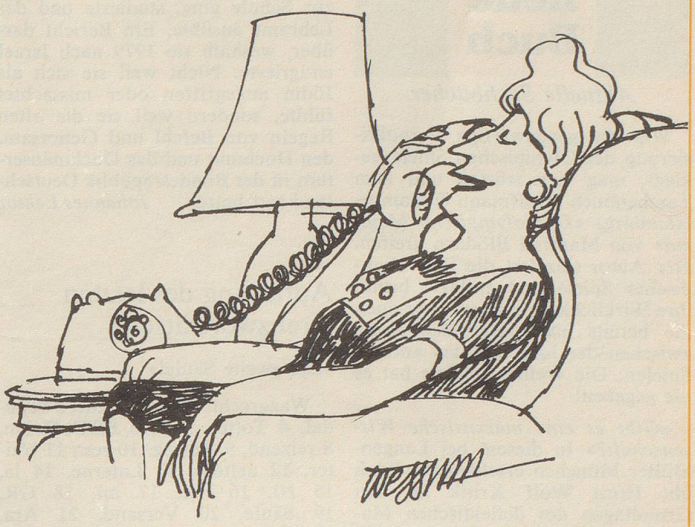
hm

Ruhe vor dem Putz

Verflixt: bereits August, der letzte Monat ohne «r», und ich habe meinen Hausputz noch nicht erledigt! Grossmutter und Mutter hielten sich an die Buchstaben-Regel und schleppten im ersten Monat ohne «r» Betten und Polstermöbel an die Sonne. Ich lege mich viel lieber in den Rasen und schaue den weissen Wolken nach, atme tief den Duft des Grases ein und höre den unzähligen Spatzen zu, die sich im Kirschbaum wegen nichts und wieder nichts streiten. Oder der Amsel im Gebüsch, die nicht aufgibt und hundertmal am Tag den Anfang von «Happy Birthday» übt. Die Klematis rankt sich der Hauswand entlang, und samtene Rosen öffnen ihre Knospen. Was soll da Matratzenschleppen, Staubsaugen und Teppichklopfen? Morgen werden bei mir vielleicht die duftigen Tüllvorhänge im Sommerwind flattern, erhält die alte Gartenbank einen lila Farbanstrich und der Tisch eine neue, mit Margeriten bestickte Decke. Ein grosses Becken möchte ich im Rasen versenken und Seerosen darin schwimmen lassen. Klar, es wäre an der Zeit, dass ich wenigstens das Spinnennetz, das im Wohnzimmer schwebt, wegblase. Aber es sieht so hübsch aus, wenn sich die Sonnenstrahlen darin verfangen. Und die «Bewohnerin» hatte so viel Mühe mit der Filigranarbeit. Lassen wir's also noch ein paar Tage schweben! Die Fenster hätten eine Reinigung nötig, doch solange ich die stolze, tiefblaue Königskerze, die davorsteht, leuchten sehe, eilt es damit nicht. Irgendwo habe ich den hübschen Spruch gelesen: «Mein Haus ist sauber, um darin gesund zu bleiben. Es ist aber auch schmutzig genug, um glücklich zu sein!»

Ein Anflug von schlechtem Gewissen plagt mich. Also gut: am letzten Tag dieses letzten «r»-losen Monats werde ich das Bett- und andere Zeug an die Sonne schleppen, falls sie dann scheint. – Hoffentlich regnet es!

Leni Kessler



«Das muss gar nicht so schlimm sein. Versuch doch einmal, diese Diät zu kombinieren – mit einem Apéro, Kalbssteak, Kartoffelstock, Gemüse und Rahmglace zum Dessert!»

Wie im Film

Vor kurzem wurde in einem kleinen Landkino ein unbekannter Film gezeigt. Per Zufall schaute ich mir die Vorstellung an. Die Handlung war in einfachen, klaren Bildern eingefangen:

Das Unheil war zuerst nicht zu erkennen. Ein Sommerregen, laut Wettervorhersage von kurzer Dauer, hörte nicht mehr auf und wurde allmählich zum Alptraum der Bevölkerung des betroffenen Gebietes – unserer Welt. Der Anfang des Endes war gemacht: die vollständige Zerstörung des Planeten nahm ihren Lauf. Die Menschheit begriff zu spät, was sie erwartete und was sie angerichtet hatte. Allmählich verschwanden die Merkmale der verschiedenen Jahreszeiten; es gab nur noch eine graue Periode. Die Leute bemerkten diese Warnsignale nicht oder nahmen sie nicht ernst: die Kriege wurden weitergeführt, die Kinder weiter künstlich gezeugt, die Natur wurde weiter verschmutzt, die Tiere wurden weiter umgebracht und die Luxusgüter, die Statussymbole weiterhin als solche anerkannt, ja vergöttert. Die Menschen schlossen Augen und Ohren; sie blieben still und warteten, in der Hoffnung, das meteorologische Geschehen werde sich als vorübergehende Aenderung ohne schwerwiegende Folgen erweisen. Plötzlich aber erkannten alle, dass der Untergang nahe war.

Ich sah unzählige, geistig völlig zerstörte Menschen im Kreis herumlaufen; ich sah Panik die Menge ergreifen; ich sah Gewalt ausbrechen. Dann deckten Wasserfluten Menschen, Tiere und Häuser zu. Ich suchte vergeblich nach einer modernen Arche und fragte mich, ob es überhaupt keine Ueberlebenden gebe. Doch! Zum dunklen Himmel stieg ein Luftballon empor, der einen Korb mit zwei Insassen trug. Nach einem abenteuerlichen Flug landeten die beiden auf einer flachen Ebene. Erstaunt schauten sich die Helden um. Die Natur schien gesund zu sein und ähnelte der der Erde. Es gab Sonne, Wälder, Wiesen, Blumen – von anderen menschlichen Wesen jedoch keine Spur. Unerwartet erschienen viele Tiere; sie versammelten sich am Waldrand, umkreisten die Neuankömmlinge und musterten sie streng.

«Wir sind Ueberlebende einer Katastrophe. Wir möchten euer Eden nicht zerstören. Wir möchten friedlich mit euch leben; uns ein Zuhause bauen, eine Familie gründen und vor allem von neuem anfangen. Wir möchten eine Gemeinschaft fördern, die ihre Umwelt liebt und respektiert. Eine friedliche und freundliche Gemeinschaft, die Grundsätze wie Gerechtigkeit, Gleichheit, Brüderlichkeit, gegenseitige Liebe und Toleranz pflegt. Wir möchten keine hungrigen Kinder mehr sehen, keine gehassten und verfolgten Völker mehr kennen, keine künstlichen Grenzen oder reichen Besitztümer mehr dulden; nicht mehr von Morden, Unterdrückungen, Verschmutzungen, Spekulationen reden; nicht mehr an seelisch darbende Kinder und Erwachsene denken. Wir möchten versuchen, eine Gemeinschaft zu bilden, die eine glückliche Zukunft für sich aufbaut, und ersuchen euch, Bewohner dieser Oase, um die Bewilligung, mit euch leben zu dürfen.»

Der Film endete mit diesen Worten – ohne dass ich erfuhr, ob das Paar aufgenommen wurde und ob es seinen Traum verwirklichen konnte: in Frieden zu leben.

Anita Mathis-Fry

Mehr als eine Million politische Gefangene sind in Haft. – Helfen Sie uns helfen, damit die Menschenrechte überleben.

AMNESTY international

Schweizer Sektion
3001 Bern – Postfach 1051
PC 80-68972